

Kurt Oesterle

Die Extrakte des Evangeliums

Religionskritik antifundamentalistisch:
Eduard Mörikes „Wispeliaden“

**für Karl Corino
zu seinem Siebzigsten
am 12. November 2012**

Liebmund Maria Wispel, so heißt der Dichter der „Wispeliaden“, dieser humoristischen Rollendichtung Eduard Mörikes aus dem Jahr 1837. Sie war nur für die Schublade des Cleversulzbacher Pfarrhauses bestimmt – der Öffentlichkeit ferner als alles, was dieser Selbstverberger jemals geschrieben hat. Lesen durften diese Gedichte höchstens einige der ältesten Mitglieder des Tübinger Freundschaftsbundes aus Stiftszeiten, darunter neben dem „Urfreund“ Wilhelm Hartlaub auch Ludwig Bauer, dem sie als „Sr. Wohlgeboren Herrn Professor Luigi de Bauer“ gewidmet sind. Veröffentlicht wurden die „Wispeliaden“ erstmals in der Mörike-Ausgabe von 1909, und eine ihrer ersten Liebhaberinnen hieß Rosa Luxemburg.

In diesen „Piecen“, wie der Verfasser sie in seinem verwispelten Vorwort nennt, spricht sich einiges an schrulliger Bos-

haftigkeit aus – mehr als Mörike sich *coram publico* je geleistet hätte und auch hätte leisten können; er, der renommierteste Sozialfall der württembergischen Amtskirche, den das Konsistorium bei vollen Bezügen lange gewähren ließ, ohne vollen Einsatz von ihm zu verlangen. Denn immerhin war dieser Pfarrer ja auch der bedeutendste schwäbische Dichter in romantischer Zeit! Was nicht heißen soll, daß Mörike in religiösen und politischen Dingen keine klar umrissene Haltung besessen hätte; er behielt sie eben für sich oder gab sie lediglich im kleinsten Umfeld preis, mit anderen Worten: Er wagte allenfalls, sie zu wispeln, sprich: dahinzuzischeln oder in ein vertrautes Ohr zu flüstern – wurde ihm doch gerade in diesen Jahren am Beispiel seines Freundes David Friedrich Strauß schmerzlich bewußt, welcher Preis für öffentlich vorgetragene Religionskritik zu entrichten war, vor allem wenn man selbst auch noch zur Kirche gehörte: mindestens der Verlust von Amt und Würden, in Straußens Fall die sofortige Enthebung von der angesehenen Repetentenstelle im Evangelischen Stift zu Tübingen.

„Wispeliaden“ hat Mörike dieses runde Dutzend Dichtungen selbst nie genannt, das tat erst ein späterer Editor. Er selbst sprach scheinbar arglos von „Sommersprossen“, damit in gekonnter Unbeholfenheit eine postklassizistische Poetik des programmatisch Unebenen umreißend, des gleichsam Gefleckten und Gesprenkelten, ja des Unreinen, so wie es im folgenden Gedicht angedeutet ist:

Sarkasme**An v. Göthe**

Du hast mich keiner Anti-Wort gewürdigt,
Wohl weil mein Geist sich kühn dir ebenbürtigt?
Deswegen, Sprödling! Willst du mir mißgönnen,
Dich Freund zu nennen?

Ha! eitler Stolz! Man sah dich von der scharfen
Kritik Bustkuchens schon vorlängst entlarven;
Da zeigte sich's, daß alle deine Verse
Nur güldne Ärse!

Anmerkungen: „Bustkuchen“, damit ist der Lehrer und Redakteur Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen-Glanzow gemeint, Herausgeber der Erziehungszeitschrift „Levana“, der in den 1820er Jahren als Parodist des „Wilhelm Meister“ zu großer Berühmtheit gelangte. Der Rückgriff auf die „güldnen Ärse“ weist Mörike als genauen Kenner der Luther-Originalbibel aus: Dort (1. Samuel 6,17) ist von den fünf „gülden Ersen“ die Rede, die die Philister Gott als Schuldopfer darbrachten, nachdem sie des Raubs der Bundeslade überführt waren. Mörike wollte damit wohl sagen, daß Goethes Verse auch so etwas ähnliches seien - Schuldopfer für Verfehlungen an Gott oder auch an Menschen. Diese Ansicht vertrat mir gegenüber in einem Brief unlängst Reinhard Breymayer M.A., der, wie ich es sehe, letzte Privatgelehrte der nördlichen Hemisphäre und der beste lebende Pietismuskenner weltweit.

Doch der Name Wispel steht unverkennbar auch für das Läppisch-Kindisch-Böse, das Mörike an sich selbst zeitlebens unterdrücken mußte, und zwar nicht nur, weil es ein geregeltes Zusammenleben mit anderen unmöglich gemacht, sondern weil es auch jede ernste Poesie - jenes pathetische „Denk es, o Seele!“ - vereitelt hätte. Ganz im stillen, als heimlicher Sarkast, lebte er es dennoch aus, ließ es wenigstens in den „Wispeliaden“ oder auch in manchen Gelegenheitsgedichten Sprache werden, um verbal zu entschlacken und zu entgiften, so wie der von ihm geliebte Mozart es in seinen „Bäse“-Briefen praktiziert hatte. In Prousts Sinne wären die „Wispeliaden“ als *pastiches* zu betrachten, also parodierende, persiflierende, den eigenen Stil hegende und pflegende Schreibübungen. Durch sie, so könnte man sagen, versuchte der Dichter sein stilistisches Immunsystem gegen die Infektionen der Sprachdummheit zu stärken, der eigenen wie der gesellschaftlichen; mit ihnen arbeitete er seinen beinahe kindlichen Sprachüberschuß, ja, seinen Schwalldrang ab (der auch einem Poeten von Mörikes Rang keineswegs fremd gewesen zu sein scheint).

Doch die Wispel-Figur ist älter als alle „Wispeliaden“, und sie ist nicht von Anfang an als Dichter, beziehungsweise „Dichtel“ angelegt, wie Mörike, stets zu Albereien neigend, sagt. Im „Maler Nolten“, wo sie zuerst auftritt, firmiert Wispel noch als Sigismund, nicht als Liebmund und ist von Beruf Barbier. Einer seiner hervorstechenden Charakterzüge ist die

Prahlsucht. Ja, er ist ein regelrechter Hochstapler, der es glänzend versteht, zu imitieren. Vollendet gibt er den Dichter (der er - noch - nicht ist), den Schauspieler, den schnauzbärtigen Südländer und Weiberhelden, dann wiederum reüssiert er als Kunsträuber oder halbseriöser Reiseleiter. Sein Proteusertum ist unheimlich und unerschöpflich. Er gleicht einer Kirsche ohne Kern. Und wirkt vollkommen identitätslos. Ein Original einzig und allein darin, daß er restlos aus Kopien besteht. Fast sieht es so aus, als wolle Mörike in Wispel den heraufkommenden modernen Typus ansichtig machen. Oder er hat sich einfach noch nicht entschieden, was aus diesem Wechselbalg werden soll, der ohne weiteres auch der literarischen Werkstatt Jean Pauls oder E.T.A. Hoffmanns entspringen sein könnte. Mit dem Zeichenstift hat Mörike diese Kreatur vorn auf das Wispel-Heft gesetzt, das sich im Nachlaß fand: ein leicht dämonisch wirkender Stutzer mit Stock und steifem Kragen, fein frisiert, ja toupiert, wie es scheint. Und wie der Habitus, so auch der Geist und die Sprache: überwiegend biedermeierlicher Bildungsschwulst, präziöse Fehl- und Neubildungen. Für Bier sagt Wispel „Hopfenmälzling“, für Landkarte „Flächendeuter“. Und in seine allzeit ausufernde Rede sind Dialektbrocken, Latinismen und kratzfüßiges Altfranzösisch vermengt – bis sein Schöpfer beschließt, ihn auch noch dichten zu lassen! Unter anderem dieses (den Literaturbetrieb der Zeit famos parodierende) Vorwort – womit die „Wispeliade“ als literarische Zeitkritik ein zweites Mal zur Welt kommt und die grob-witzigen, im Grunde aber unoriginellen Spießersprüche Wispels vergessen macht:

„Gefühle der Bescheidenheit beseelten mich bei Auszwar-
kung dieser Poemen. Allein die Stimmen zerschiedener Ken-
ner und Mäzenaten, welche meiner poetischen Arterie einen,
wohl nicht ganz fehlgreifenden Beifall zugeflüstert, ermutigte
mich zu dieser literärbezüglichen Entreprise. Unschwer würde
es gewesen sein, die Banzahl der hier präsentierten Piecen
auf das dreifache zu steigern, doch (mancher) Kenner und
Patron bemerkte, daß Gedichte, zumal Lyriken von gegenwär-
tigem Genre, wenn sie *en masse* antreten, nachgerade äkel-
haft zu werden pflegen. Lange Vorreden sind die Sache eines
auch nur halbwegs bedeutenden Schriftstellers nicht; es wäre
daher lächerlich, abstrakt, ein weiteres Wort hinzuzufügen.
Alles weitere ist in der Nachschrift angeschiftet ...“

„Auszwarcken“, „anschiften“, „Banzahl“ – damit sind wir in
die Welt von Wispels Spezialsprache eingetreten, und man
darf bei diesen Wörtern annehmen, daß sie auch aus Freude
am Klang, aus Lust an der Lautmalerei geschaffen wurden.
Zugleich aber stehen sie dem Lexikon näher als man denkt:
„auszwarken“ kommt bestimmt nicht wie andernorts vermu-
tet von „Zwerg“, sondern wohl eher von „zwarchen“, was so-
viel heißt wie „stechen“, „rupfen“, ein Wort, das sich mühelos
im Grimmschen Wörterbuch finden läßt. Ähnlich ergeht es ei-
nem mit „anschiften“, dessen mögliches Vorbild „schäften“
ebenfalls bei den Grimms steht und bedeutet: „einen Schaft
anbringen“. Doch davon einmal abgesehen: „anschiften“ für
„anfügen“ ist nicht weniger als die genialische Vorwegnahme
eines Computerbefehls! Der Rest scheint etymologisches
Spiel, wenn auch nicht mit dröhnendem Wahrheitsanspruch

wie bei Meister Eckart oder Meister Heidegger, sondern eher wie bei James Joyce in seinen *etym*s: Die virtuellen Möglichkeiten der Sprache sind vielleicht schon morgen die virtuellen Möglichkeiten der Welt.

Religionskritik hat Mörike in den „Wispeliaden“ zweimal geübt, einmal in dieser, wie ich finde, schönsten und witzigsten „Wispeliade“:

**Sarkasme
wider
den Pietism**

Wer wissen will wie baigen, wie pikant
Der Christianism öfters Hand in Hand
Mit feinem Sünden-Reize webt
Dem biet' ich folgendes Rezept:
(Mir wismet es ein Pietist
Der doch zugleich Lyäens nicht vergißt).

Man nimmt ein altes Evangilen-Buch,
Um es in lauem Branntwein einzuwaichnen
Bringt's unter die Compreß', um es dann durch
ein Tuch
Bis auf den letzten Tropfen auszulaichnen :
So hast du einen Extrait d'Evangile,
Der mit Bedacht goutirt sein will
Du hast – ein Tröpfchen unter deinen Wein –
Ein wonne-schmerzlich Reu- und Buß-Tränklein!

Wunderbar und völlig überzeugend erscheint mir vor allem der Extrakt-Gedanke! Mörike könnte ihn sich bei den Alchimisten ausgeliehen haben. Dann die Vorstellung des komprimierbaren Buchs, das „Auslaichnen“, es ist wohl eine Anleihe beim alles für möglich haltenden Materialismus der Epoche. Drittens die Berufung auf einen Vertreter des Pietismus selbst als Quelle des rezepturalen Wissens; also auf einen, der es „wismet“, eine Mixtur offenbar aus „weilersagen“, „flüstern“, „widmen“ und „wispern“. Und wer war es noch einmal gleich, den dieser Pietist nicht vergißt? Lyaios, den „Löser“ – so heißt Dionysos mit einem seiner Funktionsnamen: Lyaios erlöst die Menschen von allzu starkem Lebensdruck, ein Sorgenbrecher auf altgriechisch.

Letzte Zeitebene, die dem Gedicht eingezogen ist: der Barock, vertreten durch das „wonne-schmerzlich Reu- und Buß-Tränklein“. So fließen im Pietismus Mörikescher Bauart mehrere Weltanschauungstraditionen zusammen. Außerdem haftet dieser Religion etwas zutiefst Menschliches an: Sie hilft eine Last tragen, indem sie Entlastung gewährt. Steinhartes Dogma scheint sie nicht zu sein. Im damals tobenden schwäbischen Kulturkampf wäre eine so maßvolle Sicht auf den Pietismus eher die Ausnahme gewesen ...

Anmerkung: Zum Extrakt-Gedanken merkte abermals brieflich der seit Jahrzehnten wieder und wieder in die dunkelsten Tiefen des Pietismus hinabtauchende Reinhard Brey Mayer an, daß dieser in Mörikes Gedicht wohl nicht nur von den Alchimisten herrühre, sondern mindestens ebenso sehr aus den Schriften des altpietistischen Theologen J.M. Hahn

stamme, der - Mörike dürfte davon gewußt haben - in Christus selbst eine Art Extrakt der gefallenen Menschheit erblickte, die einzig durch seinen Opfertod noch zu retten sei. Man ahnt, wie fremd und absonderlich zu dieser Zeit schon die Geistesprodukte der pietistischen Hochspekulation gewirkt haben müssen – Mörike jedenfalls konnte darauf offenbar nur noch mit Humor reagieren.

Die Jahre zwischen 1830 und 1840 markierten besonders im Königreich Württemberg einen noch nie dagewesenen Aufbruch zu neuen Zielen. Die Industrialisierung begann, das Eisenbahnwesen breitete sich aus, die Dampfmaschine beschleunigte die Warenproduktion. Die Ökonomie sollte von nun an jenen prominenten Platz im Gesellschaftsleben einnehmen, den sie bis heute innehat. Mit vielerlei Konsequenzen, etwa auf dem Bildungssektor, wo es nicht mehr lange dauerte, bis die ersten Industrieschulen Deutschlands, die Vorläufer der Berufs- und Gewerbeschulen, entstanden. Jede Menge neuer Berufe kamen in die Welt, der Ingenieur zum Beispiel – und mit diesen Berufen auch neue Menschen, neue Menschenbilder und -anforderungen. Alles Entwicklungen, denen die Pietisten sich machtvoll entgegenstellten, da ihnen das neue ökonomische Handeln ganz und gar nicht gottgefällig erschien.

Auch andere Umstürze zeichneten sich ab, Umstürze, die den Glauben und die Bibel betrafen. So erschien 1835 mit einem in ganz Europa vernehmlichen Paukenschlag ein Buch des schwäbischen Theologen und Mörike-Freundes David Friedrich Strauß, mit dem Titel: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“. In diesem 1000-Seiten-Wälzer wurde gefordert,

daß die Heilige Schrift fortan nicht mehr buchstäblich als Gotteswort zu lesen sei, sondern als Mythos, der von Menschen mit ihrer höchst eigenen Geschichtlichkeit erzählt worden war; mit der Folge, daß nun der christliche Glaube neu erfunden werden müsse und sich nicht länger auf die Überlieferung der Evangelien stützen könne. Ein schwerer Schlag für die Altgläubigen und ihre Buchstabentreue – um so mehr, als viele Pietisten nach wie vor glaubten, im Jahr darauf werde die Zeitenwende anbrechen, die der schwäbische Prophet Albrecht Bengel rund hundert Jahre zuvor für das Jahr 1836 vorausgesagt hatte: das Ende der Geschichte und der Beginn des tausendjährigen Gottesreichs.

Hier also noch spätmittelalterliche Endzeithoffnungen, dort die irdische Fortschrittsreligion – aus diesem Widerspruch *mußte* ein Glaubenskrieg entstehen. Und er wurde mit harten Bandagen ausgetragen, von den Pietisten selbst, für die Strauß sich als Hauptwidersacher und altböser Feind anbot, aber auch von den Gegnern der traditionellen Religiosität, die sich – salopp gesagt – die Zukunft von einem Haufen Fundis nicht vermiesen lassen wollten. Friedrich Theodor Vischer, Privatdozent in Tübingen, schlug in diesem Kampf die kriegesischsten Töne an, er nannte den Pietismus eine „Krätze, eine Eiterung der besten Kräfte des Geistes“, pathologisch realitätsuntüchtig, ja sogar geistig umnachtet. „Pietist“, schreibt Vischer, „ist, wer nach Religion riecht.“

Doch es gab auch andere Stimmen, moderatere, die dafür plädierten, die fortschrittsskeptischen Pietisten nicht zu ver-teufeln, sondern sanft zu überzeugen und in die Moderne mit-

zunehmen, in eine welthaltige Wirklichkeit diesseits religiöser Utopie. Zu diesen Stimmen gehörten ein paar württembergische Frühliberale wie der Pfarrer und Publizist Johann Gottfried Pahl, die ganz auf Lernfähigkeit setzten und den Pietisten zuriefen, daß doch auch sie im Besitz einer gottgegebenen Vernunft seien und diese Vernunft gebrauchen könnten, ohne ihren Glauben zu schänden. Diese Stimmen sollten recht behalten: In nur wenigen Jahrzehnten entstand in Württemberg ein pietistisch geprägtes Unternehmertum, das die Verpflichtung für die arbeitenden Menschen über die Lust am Profit stellte, etwa (die gar sozialistisch angehauchten) Vater und Sohn Blumhardt in Boll sowie Gustav Werner in Urach und Reutlingen; sie vertraten sozusagen den zweiten Weg des schwäbischen Kapitalismus.

Alle, die um einen fairen Ausgleich zwischen Liberalen und Pietisten bemüht waren, möchte ich der *Mörike-Fraktion* zuschlagen, verantwortungsbewußte Intellektuelle, die mit intelligentem Witz, aber auch Weichherzigkeit und Nachsicht ans Werk gingen und beiden Kampfparteien empfahlen, auf Haßtiraden zu verzichten. Sie scheinen bereits damals gewußt zu haben, daß Aufgeklärtsein nicht unbedingt vor Fundamentalismus schützt! Mörike indes hat vorgemacht, wie dieser Humor im Feld der Literatur hätte beschaffen sein können, auch wenn er es nur im Verborgenen, im stillen Winkel seiner „Wispeliaden“-Werkstatt tat – und dennoch mit magischer Wirkung direkt hinein in eine zerstrittene Öffentlichkeit, die von seinen Bemühungen überhaupt nichts ahnte ... womit ich

beim zweiten Beispiel Mörrikescher Religionskritik in den „Wispeliaden“ wäre:

Meine BAnsicht

Wer aus reinem Wahrheits-Eifer
Zweifel an der Bibel wagt,
Sie mit Spottes Gift und Geifer
Zu beschmitzen sich versagt:
Bleibt, wie Dr. Paulus lehrt.
Immerhin höchst achtungswert.

Strauß hab Ich noch nicht gelesen,
Weil der Preis zu diffizil;
Doch, er sei zu plumb gewesen,
Selbst in Hinsicht auf den Stil.
Steudel, Bahn- und Eschenmaier
Lieben keine Straußen-Eier.

Aber, schrecklich ists zu hören,
Strauß will durch sein Teufels-Werk
Die Unsterblichkeit zerstören,
Auch sogar in Württemberg!
Dieses zeigt doch mehr und minder
Einen ganz verstockten Sünder!

Strauß und Osiander
Müssen beide sterb',

Einer wie der ander,
Trotz der Christoterp'!

Glaubt nur, daß die Hölle drüben
Euch mit gleichem Recht verschluckt,
Denn der eine hats geschrieben
Und der andre hats gedruckt!

Anmerkung: Dr. Paulus sowie die Professoren Steudel, Bahnmaier und Eschenmaier waren einflußreiche Theologen der Zeit; Osiander in Tübingen, damals auch ein bedeutender Verleger, hatte das umstrittene Strauß-Buch herausgebracht; „Christoterpe“ hieß ein ebenfalls bei Osiander ediertes, von Strauß verantwortetes „Taschenbuch für christliche Leser“.

Was Mörike allenthalben für seine Zeit sucht, könnte man die lebensstüchtige Wahrheit der Religion nennen. Kein Köhler- und kein Kinderglaube. Eine menschenfreundliche und zugleich wahrhaftige Konfession. Nicht Konvention und Unterwerfung unter die herrschenden Sitten oder Weltanschauungen. Ein Evangelium für Erwachsene ohne Fanatismus und Angstmacherei. Nichts was hinter die Aufklärung zurückfiele, sich ihr als Glaube aber auch nicht unterlegen fühlen müßte. Insgeheim, gleichsam wispelisch getarnt, fordert der Dichterpfarrer von Cleversulzbach eine Religion mit Sitz im Leben. Damit steht er seinen Freunden Vischer und Strauß zwar nahe, doch ihrer urprotestantischen Schelt- und Belehrsucht, ihrer geschichtsphilosophisch-hegelianischen Rechthaberei sowie ihrem gänzlich unromantischen Rationalismus des wis-

senschaftlich ausgehärteten Arguments steht er innerlich denkbar fern.

Mörrike begreift in den zukunftsschwangeren 1830er Jahren sehr wohl, wenn auch nicht ohne Melancholie, daß der spekulative, die Welt *in toto* deutende Pietismus (der durchaus auch als Synonym für Religion überhaupt verstanden werden kann) sein Ende erreicht hat, die große Kehre aber nicht eingetreten ist – also kein Reich Gottes auf Erden! Es bleibt den Zeitgenossen nun nichts anderes übrig, als sich aktiv einzurichten und an der Verbesserung einer Welt zu arbeiten, deren Erlösung erst für später vorgesehen scheint. Utopien sind auf den Boden zu holen und auf Brauchbarkeit hin zu überprüfen. Die Religion muß notgedrungen praktisch werden und ihre Nützlichkeit bei der Gesellschaftsgestaltung erweisen; all das gilt ebenso für die Wörter, aus denen die Prophetien seit alters gemacht sind. Wenn aber viel Heilsgewißheit zerbricht, dann werden die irdischen Dinge, wird selbst die Sprache zweifelhaft, sowohl als Mittel der Kommunikation zwischen Menschen wie auch zwischen Mensch und Gott.

Mörikes selbst in die historisch gewachsenen Wortformen eingreifende Komik ist eine frühmoderne Reaktion auf das Mürb- und Modrigwerden der Sprache in ihrer absoluten, gesetzhaften, bibelförmigen Verlässlichkeit. „Entzweiung“, „Weltriß“, „Epigontum“ „Ironie“, so lauten die Leitbegriffe damaliger Zeitkritik. An den furchtbesetzten Bruchstellen angelangt, reagiert der eine dogmatisch, der andere – lacht. Nur der Humor, so scheint es, kann die Einheit der Welt noch einmal herstellen. Mörikes Wispel-Witze dürfen daher auch als

Produkte forciertes Sprachskepsis betrachtet werden, Jahrzehnte vor Hofmannsthals „Chandos“-Brief.

Wie die Sprachordnung, so wankt in der ausgebliebenen Endzeit auch die Weltordnung. Was wie ein sinnfreies Sprachspiel erscheint, könnte einer zweiten babylonischen Sprachverwirrung gleichkommen. (Damals war die Glossolalie, das In-Zungen-Reden, der schwäbischen Spiritualität - vom Mystiker Seuse über den Prälaten Oetinger bis hin zum späten Hölderlin im Turm! - noch recht geläufig; und deren Nachfahr Mörike wispelt nun):

Der Kehlkopf, der im hohlen Bom
 Als Weidenschuppe uns ergötzt,
 Dem kam man endlich auf das Trom,
 Und hat ihn säuberlich zerbätzt,
 Man kam von hinten angestiegen,
 Drauf ward er vorne ausgezwiegen.

Man begreift angesichts dieser himmelweit vom Sinnzentrum aller Sprache entfernten Verse aus den „Wispeliaden“, daß deren Verlagsort ursprünglich nicht das gediegene hohenlohische Weindorf Creglingen, sondern das „Irrenhaus Marienthal“ sein sollte. Allerspätestens hieran wird erkennbar, welch grandioser weltliterarischer Vorgriff Mörike mit seinen Wispel-Gedichten auf die kommende Nonsense-Poesie gelungen ist. Der Begriff kam zwar erst auf durch das 1846 erschienene „Book of Nonsense“ des Briten Edward Lear. Doch während durch Lear in England eine nationale Tradition der

Unsinnspoesie sich entwickeln konnte, blieben Mörikes „Wispeliaden“ in Deutschland fast immer nur Geheimtip. Gleichfalls recht nahe stehen die „Wispeliaden“ aber auch der Nonsense-Lyrik Lewis Carrolls, des Autors von „Alice’s Adventures in Wonderland“, die eine volle Generation nach ihnen geschrieben wurde. Diese Lyrik entsteht gleichsam aus einer durch Kindermund neugeschöpften Sprache, nachdem die Götter alle Wörter zertrümmert und daraus eine Buchstaben-suppe von ozeanischem Ausmaß angerührt haben. Doch auch diese neue, noch viel radikalere Poesie hat in Mörikes Wispeltönen zumindest innerhalb der deutschen Literatur ihren einzigen, einzigartigen Vorläufer gefunden; und so klingt sie:

Verdaustig war’s und glasse Wieben
 Rotterten gorkicht im Gemank.
 Gar elump war der Pluckerwanck
 Und seine gabben Schweisel frieben!

(aus dem Englischen von Christian Enzensberger)

Im Zeitalter des Zickzack-Risses durch das Weltall, also der Moderne, bietet das Komische offenbar noch die einzige Chance zum Heil. Was das Komische außerdem so modern erscheinen läßt, hat Mörikes Freund, der Ästhetiker Vischer als erster ausgesprochen: nämlich daß es demokratisch sei, während das Erhabene, das Feierliche, das Pathetische (an dem Mörike gleichwohl festhielt) stets monarchisch oder zumindest meisterlich über den Köpfen der Allgemeinheit

schwebt und nur durch Komik herabgezogen und demokratisiert werden könne.

Bleibt die Frage, wie weit Wispel auch diesen Spaß mitgemacht hätte ...